

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geucke.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 34

Sonntag, den 30. August 1914

32. Jahrgang

Zum Tode Papst Pius X.



Das Vaterberg hat ausgeschlagen
Auf Petri Stuhl im ew'gen Rom
Boll Trauer seine Kinder klagen,
Und beten in Kapell' und Dom.

Im Himmel aber hör' ich sprechen
Den Meister zu dem Jünger sein:
„Ich wollte deine Fesseln brechen,
In ew'ge Freiheit geh' nun ein!“

Du hast gekämpft in heißen Schlachten,
In sorgenvollem, schwerem Krieg.
Ob links, ob rechts die Schüsse krachten,
Du führtest doch dein Heer zum Sieg.

Du hast gebient mir von der Pike,
Und rücktest auf zum General.
Wohin auch nur mein Auge blicke,
Warst stramm im Dienst du überall.

Du wiesest stets auf meine Fahnen
Dein treues Heer in Kampf und Streit,
Du wolltest, daß die Führer mahnen
Ihr Korps zur Treue allezeit.

Du reichtest für des Kampfes Not
Den Streikern alt und jung die Speise.
Mein Fleisch und Blut, des Lebens Brot
Das stärkt auf wunderbare Weise.

Du hieltest von dem Heere fern
Spione und Verräterscharen,
Und sorgtest, daß der Försung gern
Die Krieger stets gehorham waren.

Du führtest mir die Kinder schon
Als Wehrkraft zu in meine Dienste,
Daß nimmer, wenn Gefahren droh'n,
Umgarnten sie der List Gespinste.

Du sandest auch den rechten Ton
Der Schlachtmusik an heil'ger Stätte,
Daß, wenn erschallt der Krieger schon,
Den Mut dann ein Choral ihm rette.

Nimm hin für deine Führertreue
Des Himmels goldne Siegestrone,
Die glänzen möge stets aus neu'
Für Kampfesarbeit dir zum Lohne!“

Der zehnte Pius dankend sinket
Aufs Knie vor seinem Meister nieder.
Doch dieser seinen Engeln winket,
Laut brausen frohe Siegeslieder.

Bernwardshl.)

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 30. August. Rosa v. Lim
Montag, 31. August. Raymund
Dienstag, 1. September. Megidius
Mittwoch, 2. September. Nazima

Donnerstag, 3. September. Manfuetus
Freitag, 4. September. Rosalia
Samstag, 5. September. Lauris. Just.

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lucas 17, 11—19.

In jener Zeit, als Jesus nach Jerusalem reiste, ging er mitten durch Samaria und Galiläa. Und als er zu einem Flecken kam, begegneten ihm zehn aussägige Männer, die von ferne stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, Meister, erbarme dich unser! Und da er sie sah, sprach er: Gehet hin, zeigt euch den Priestern! Und es geschah, indem sie hingingen, wurden sie rein. Als aber einer von ihnen sah, daß er rein sei, kehrte er um, lobte Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen und dankte ihm; und dieser war ein Samaritaner. Da antwortete Jesus und sprach: Sind nicht zehn gereinigt worden? Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der zurückkame und Gott die Ehre gäbe, als dieser Ausländer. Und er sprach zu ihm: Steh auf und geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.

„Gehet hin, zeigt euch den Priestern!“ — so war es Vorschrift, wenn — ein seltener Fall — ein Aussägiger von seiner furchtbaren Krankheit genes. Erst dann, wenn der jüdische Priester festgestellt hatte, daß der Aussatz wirklich gewichen sei, durfte der Geheilte die den Aussägigen reservierten Dörfer endgültig verlassen und wieder mit den Gesunden verkehren. Im vorliegenden Falle wäre es nicht notwendig gewesen, den Geheilten zu den Priestern zu senden; jedermann sah ja klar und deutlich, daß hier ein Wunder geschehen, und das Zeugnis so vieler Anwesenden wäre vollgültiger Ersatz der Bestätigung durch den Priester gewesen. Will man aber etwa einwenden, daß dann die Rechte der jüdischen Priester verletzt worden seien, so ist zu antworten, daß Recht und Macht derselben zurücktreten mußten, wo es sich um das Wirken eines gottgesandten Propheten handelte.

Trotzdem macht der Heiland den Geheilten die Auflage: „Zeiget euch den Priestern!“ Ohne Verpflichtung wollte er das Gesetz beobachten, das die Juden so oft wider ihre Pflicht übertraten; auch nicht einem wollte er Anlaß geben, ihn für einen Gesetzesverächter zu halten. So nahm er verständnisvolle Rücksicht auf die Verhältnisse und die Denkweise seiner Umgebung. — Der Vorgang hat aber noch eine tiefere Bedeutung: Zwar ging die Begnadigung vom Heiland selbst aus; die volle Wirkung der Gnade aber sollten die Aussägigen aus der Hand der Priester empfangen. So machte er schon den jüdischen Priestern zum Mittler zwischen sich und den Menschen, wie er später den Priestern seiner Kirche direkt zum „Auspenden seiner Geheimnisse“ erkor. Daß die jüdischen Priester trotzdem in der Folge die ersten waren, welche ihn verfluchten, erhöht nur die Tragik des Erlöserlebens.

Der Priester ist Mittler, Mittlerperson, zwischen Gott und den Menschen; nicht in dem häßlichen Sinne, den ein Gegner der Kirche in die Worte kleidet: „So ist von Beginn des Lebens an der Mensch in die Hand der Priester gegeben, sondern in dem für uns so überaus tröstlichen und ermutigenden Sinne, daß die Warmherzigkeit Gottes sich in der Regel der Menschen bedient, um ihresgleichen zu beglücken und emporzuheben. Schon den Petrus gebot der Heiland: „Stärke deine Brüder“. An die Hand des Priesters hat er so seinen besonderen Segen geknüpft, in seine Hand steigt er glütig herab bei der hl. Wandlung, durch seine Hand kehrt er ein in Menschenherzen. Das macht die Würde des katholischen Priesters aus, die ihn heraushebt aus dem rein irdischen Getriebe und die Gläubigen an ihm sich emporranken heißt, auch wenn sein persönliches Leben seiner idealen Stellung nicht entsprechen sollte. Wenn irgendwo, so gilt beim Priester das Heilandswort: „Nicht ihr habt euch berufen, sondern ich habe euch erwählt.“ Nur beim katholischen Priester gilt es, und vergebens ist das Streben eiler protestantischen Kreise, auch für sich etwas Ähnliches zu retten. So meint Martensen: „Obgleich die lutherische Kirche aus einer gewissen Scheu vor dem hierarchischen Prinzip nicht dazu gekommen ist, ein Dogma der Priesterweihe auszusprechen, besteht doch faktisch in der lutherischen Kirche der Glaube, daß die Ordination mehr als eine bloße Zeremonie sei.“ Glauben mögen es vielleicht noch manche, die sich nicht denken können, daß geistliche Gewalt und geistliches Amt vom Staate oder der Gemeinde übertragen werden können, aber der

Lochner,

Wirklichkeit entspräche solcher Glaube nicht. Als auf Luthers mächtiges Geheiß die Priesterweihe, nicht zuletzt wegen der damit verbundenen Verantwortung, verworfen wurde, ward auch naturgemäß Priesterwürde und Priestergewalt auf den Aussterbetat gesetzt. Nicht einmal das Privileg der jüdischen Priester: „Zeiget euch den Priestern“, war nun geblieben, und nur folgerichtig ist es, wenn die Achtung, welche evangelische Christen ihren Pastoren entgegenbringen, meist steht und fällt mit der sozialen Stellung, welche dieselben einnehmen. Bei Katholiken ist es umgekehrt; da wächst Hochachtung und Liebe zum Priester in dem Maße, als er in der Welt erniedrigt und verachtet wird, denn dann sieht das katholische Auge klar die Ähnlichkeit zwischen dem Priester und dem einzigen Hohenpriester, Jesus Christus selbst. Es erkennt und ehrt die Priesterwürde, auch wenn sie sich, wie zu Zeiten staatlicher Verfolgung, unter dem Arbeitskittel verbirgt, ja sogar im tiefgefallenen Apostel, wenn auch die Person des Judas keine Nachsicht verdient. Diese von Gott verliehene, unverlierbare Würde bringt es mit sich, daß Heilige ihr mea culpa gegenüber Priestern sprachen, die an Vollkommenheit weit unter ihnen standen, daß der höchstehende Katholik auch vor dem jüngsten Kaplan niederkniet, um von ihm das „Ego te absolvo — ich spreche dich los von deinen Sünden“ zu erbitten. Aus dieser geheimnisvollen Stellung erklärt es sich, daß der Katholik mit einem unbegrenzten Vertrauen seinem Priester naht und nahen kann, daß er vor ihm die Falten seines Herzens enthüllt, das Gute und Böse seinem Urteil unterbreitet und sich glücklich schätzt, wenn sein Fuß die Schwelle seines Heims überschreitet. Und dies alles umso mehr, je inniger sein Verhältnis zu Gott ist. Nicht um „Priesterherrschaft“ — wie das lörrichte Schlagwort heißt — handelt es sich ja hier in letzter Linie, sondern um Gottes Herrschaft. Daher ist es etwas Selbstverständliches, wenn der Priester dort in Ehren steht, wo Gottesfurcht die Herzen bewegt. Und umgekehrt wurde in Frankreich erst die Priesterschaft mit tödlichem Haß getroffen, dann aber Gott selbst aus dem Staatswesen und selbst der Schule verbannt. Ohne Priester glaubte ein hochmütiges Geschlecht auskommen zu können und muß sich nun auch von Gott verlassen erkennen.

„Gehet hin, zeigt euch den Priestern“ — so lautete der einladende Ruf zu Beginn des menschenmordenden Krieges, und viele, viele folgten ihm. Selbst auf dem Transport noch holten manche das in der Heimat Versäumte nach, und manche um einen starrsinnigen Sohn besorgte Mutter wird mit Freuden die Zeitungsnotiz gelesen haben, daß unsere Soldaten den Aufenthalt in Luxemburg benutzten, um die hl. Sakramente zu empfangen. Ob aber nicht Zahlreiche den ungewohnten Gang auch damals scheuten? Für die gilt es zu beten, damit sie, wenn vor Beginn der Schlacht der Feldgeistliche nach kurzem, marligem Kneuegebet über die Bußfertigen die befreienden Gnadenworte: „Ego vos absolvo — ich spreche euch los“ spricht, dann, wo es zu spät ist, sich dem Priester zu stellen, dem allwissenden Gotte ein zerknirschtes, von besten Vorsätzen erfülltes Herz entgegenwenden.

Die Ausfähigen gehorchten prompt dem Gebote des Herrn. Auf Heilung ging ja das ganze Sehnen ihres Herzens, und was tut der Mensch nicht, wenn er in Not ist! Kaum aber sind sie geheilt, so ist der Wundertäter vergessen. Nicht wenige Kirchenväter sind der Ansicht, daß die ihnen winkenden, so lange entbehrten irdischen Freuden und Genüsse sie verblendeten und jede edle Regung unterdrückten. Nicht einmal zum Danke nahmen sie sich, einem einzigen ausgenommen, die Zeit; das erfahren wir aus dem Evangelium. Da öffnet der Heiland seinen Mund zu der wehmütigen Klage, zu der er später so oft Anlaß hatte: „Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der . . . Gott die Ehre gäbe, als dieser Ausländer.“ — Diese Klage, die das erschütternde Drama auf dem Kalvarienberge beherrschte, konnte bis heute noch nicht verstummen. Solange der Mensch sich hilflos sieht, kann er rufen: „Herr, hilf mir, ich gehe zugrunde.“ Kann er sich aber helfen, so schätzt er die göttliche Gnade nicht, die sich darin kundgibt, daß ihm zuteil ward, was Tausenden versagt blieb. Vielleicht schreibt er sich Erfolge gar noch als eignes Verdienst zu. Das konnten wir auch bei uns bemerken. In denselben Kreisen, in denen die Errungenschaften des Menschengeistes in glühenden Farben gemalt, der Fortschritt auf allen möglichen Gebieten in den höchsten Tönen gepriesen wurde, fand man Gott und den Gedanken an ihn fast völlig ausgeschaltet. Im Mittelalter erblickte man in allem und jedem den Finger Gottes, auch wo es vermessen erscheinen muß, wie z. B. bei den Gottesurteilen und Feuerproben. Aber ob diese wunderlästige Zeit dem denkenden Menschen nicht weit sympathischer sein muß, als unsere selbstzufriedene, satte, blasierter Zeit, die, losgelöst von Gott, im Glück auf die eigene Kraft pocht, im Unglück aber zusammenbricht oder sich dem Teufel verschreibt! Ob jene naive, aber von Lebensfülle durchpulste, lebenswürdige Zeit nicht auf dem „Modernen“ noch mehr Freude bereiten muß, als unsere Zeit, die im großen ganzen recht arm an wahrer Liebe zu Gott und dem Nächsten ist! Und woher denn diese Gemütsarmut, in der sich so mancher mumifiziert? „Das Feuer der Liebe erlischt, wenn nicht Dankbarkeit beständig Holz auflegt“ — meint ein alter Seelenkenner, und er mag schon recht haben. Die Dankbarkeit fehlt uns. In wie mancher Familie ist das Gebet förmlich abgeschafft; ein Glück, daß die Kinder wenigstens in der Schule noch einige Gebete offiziell lernen müssen, sonst wüchse ein Geschlecht heran, das auf realen Wissensgebieten zu Hause

wäre, das Vater unser aber nur von Hörensagen kenne. Und wie hat die „moderne“ Zeit mit dem Tischgebet, in dem vor allem der Dank für Speise und Trank zum Ausdruck kommt, so gründlich ausgeräumt! Fast muß man sich in öffentlichen Gasthäusern scheuen, ein Kreuzchen zu schlagen. — Aber bleiben wir ganz in der Gegenwart stehen. Allenthalben ist nur ein Urteil: daß die diesjährige Ernte an den notwendigsten Nahrungsmitteln so vorzüglich sei, wie selten. Wenn nun unser Vaterland infolgedessen den furchtbaren Krieg ohne Hungersnot durchhalten wird, hat es dies etwa seiner Arbeit zuzuschreiben, die doch heuer nicht intensiver war als in früheren ertragsarmen Jahren? — Ob aber Gott schon dafür wirklich so recht inbrünstigen Dank aus des Herzens Tiefen erhalten hat? Und wenn nicht, könnte er dann nicht heute wieder ähnlich sprechen wie über Israhel: „Ich will mich über das Haus Israhel nicht mehr erbarmen, sondern will seiner ganz und gar vergessen.“ — Und noch eins. Sieg auf Sieg heftet sich an die Fahnen unseres wackeren Heeres. Wem ist es zu danken? Gewiß, wir haben ein wohlgeschultes, opferfreudiges, von Vaterlandsiebe erfülltes Heer; aber haben unsere Gegner dies nicht auch? Und wer wüßte nicht, daß auch die besten Truppen unterliegen müssen, wenn Gottes Segen fehlt! Zufälligkeiten, Fehlgänge der Führer, schwierige Stellungen, und wie die Erklärungen alle heißen mögen, sind doch nichts anderes als Umschreibungen für die einfache Tatsache: das Heer ist unterlegen. Es könnte aber nicht — wenigstens nicht endgültig — unterliegen, wenn Gott auf seiner Seite steht. Des kann unser Herr sich bis jetzt freuen, und die Glocken riefen diese Kunde in die Lande hinaus; aber ob auch aufrichtige, demütige Dankgebete den Weg zum Himmel fanden? Seelsorger wollen sogar die betrübende Beobachtung gemacht haben, daß der zu Anfang des Krieges erfreulich gesteigerte Kirchenbesuch schon wieder in der Abnahme begriffen sei. Klingt das nicht genau, wie die Worte des Evangeliums: „Keiner findet sich, der . . . Gott die Ehre gäbe“? Und wäre es nicht eine Herausforderung Gottes, zurückzuhalten mit Gnaden, die statt Dankbarkeit zu finden, nur noch in der Lauheit, Gleichgültigkeit und Gottentfremdung bestärken!

Deutsches Volk, hüte dich! Mächtig rüttelte der ausbrechende Krieg Gute und Böse auf zu religiös vertieftem Denken und Leben, mögen die Siege uns alle in den Bahnen unseres idealen Kaisers finden, der in jeder Ankündigung eines neuen Sieges dankbar „Gott die Ehre“ gibt, und am 11. August die Kabinetten in den Krieg entsandte mit den denkwürdigen Worten: „Jedenfalls, sollte uns Gott der Herr den Sieg schenken, so bitte ich mir aus, daß der Choral von Leuthen („Nun danket alle Gott“) nicht fehlt. Nun zieht hinaus mit Gott.“

P.

□ Unsere Lösung

(Nachdruck erwünscht.)

Brüderlich vereint im Gebet, vereint im Vertrauen auf Gott, vereint im Haß gegen die Sünde, vereint im Geiste der Buße! So lautet jetzt unsere Lösung.

Vereint im Gebet! Wenn inbrünstiges, heißes Gebet je in der Geschichte der Völker vonnöten war, dann doch wahrhaftig in unseren ersten Tagen!

Feinde ringsum, wohin wir unsere Blicke wenden! Unmöglich können wir sie bezwingen aus eigener Kraft. „Wenn nicht der Herr die Stadt bewacht, so wacht der Wächter umsonst.“ Ja, Gott der Herr allein kann uns helfen, in unserer furchtbaren Not! Er wird uns helfen, wenn wir zu ihm flehen und fest auf ihn vertrauen.

Und wir dürfen auf ihn vertrauen; denn unsere Sache ist eine heilige Sache; unser Kampf ist ein gerechter, ein heiliger Kampf.

Es gilt nichts weniger als die Erhaltung unseres geliebten Vaterlandes, die Erhaltung unseres Namens! Und Gott sei es gedankt, unser Schild ist blank und makellos; denn wir haben den Kampf nicht gewollt; er ist uns in der ruchlosesten Weise aufgezwungen worden.

Ja, wir dürfen vertrauen; denn vereint mit Gott, im Frieden mit Gott, ist unser braves Heer in den heiligen Kampf gezogen!

War es denn nicht ein erhebendes, ein aus Herz greifendes Schauspiel, als alle diese Tausende von deutschen Krieger in den jüngst vergangenen Tagen so andächtig knieten zum Beichtstuhl und zum Tische des Herrn! „Rufe mich an in der Zeit der Not, und ich will dich erretten.“ Es ist kein Zweifel, der Herr wird sein Wort halten.

Vereint im Kampf gegen die Sünde! Wir wollen ja beten, wollen beten im festen Vertrauen auf Erhörungs! Wir wollen unbedingt Erhörungs finden!

Nun denn, sorgen wir selbst, daß Gott uns erhören kann, indem wir nur reine Herzen und reine Hände weinend und flehend zum Himmel erheben!

Vereint im Geiste der Buße! Und das ist wohl der wichtigste Punkt!

Unsere Sache ist eine heilige Sache, gewiß! Trotzdem müssen wir mit dem hl. Augustinus in Demut bekennen: „Bedenken wir das Böse, was wir getan“, so ist geringer, was wir leiden, und größer, was wir verdienen; schwerer ist, was wir verbrochen haben, leichter, was wir erdulden.

In Saß und Asche haben einst die Niniviten Buße getan, als Gottes Strafgericht ihnen bloß angedroht wurde. Ueber uns ist Gottes Strafgericht bereits hereingebrochen, denn auch der art Siegen reichste Krieg ist und bleibt ein furchtbares Strafgericht.

Und wer wollte leugnen, daß auch unser deutsches Volk schwer gefehlt und schwere Strafe verdient hat? Die trüben Fluten der Gottlosigkeit und Unsittlichkeit stiegen ja doch immer höher und höher und drohten uns alle zu verschlingen.

Saß und Asche verlangt Gott nicht von uns, wohl aber ein demütiges und zerknirschtes Herz.

Wollte er doch auch geben, daß diese bußfertige Gesinnung überall da zutage trete, wo es nötig ist!

Zunächst dadurch, daß wir alle in Geduld und Ergebung, im wahren Geiste der Buße, das aus Gottes Hand annehmen und tragen, was die Vorsehung über uns verhängt!

Möchte weiter aus dem öffentlichen Leben wie aus dem Privatleben alles verschwinden, was Leppigkeit, Sinnlichkeit und Weichlichkeit verrät, und mit einem zerknirschten Herzen nicht vereinbar ist!

Möchten besonders unsere christlichen Frauen und Jungfrauen das heilige Gelöbniß tun, daß sie in Zukunft kein Gewand mehr anlegen wollen, wodurch sie in der Vergangenheit leider, leider — gedankenlos, es sei zugegeben — wodurch sie nur allzusehr eine schamlose Mode mitgemacht haben!

Möchte aus allen christlichen Familien endlich alles verschwinden, was das Zartgefühl so lange und so sehr verletzt hat.

Katholische Frauen und Jungfrauen! Daß eure Männer, eure Väter, eure Brüder dereinst, wenn sie durch Gottes gnädige Hand geführt, aus dem mordenden Krieg in eure Arme zurückkehren, euch nicht den bitteren Vorwurf machen müssen: „Während wir im Felde für euch bluteten und starben, truget und erginget ihr euch nach wie vor in Weichlichkeit und Leppigkeit!“

Bereint im Gebet und Gottvertrauen, innig vereint auch in der Zerknirschung des Herzens! Das ist die Lösung.

Franz Otto-Machen.

Das Gebet der Mutter für ihren Sohn

Am späten Abend kam ein französischer General mit einem Bedienten zu einem Kapuzinerkloster am Rhein und verlangte dringend einen Vater zu sprechen. „Mein Herr“, sagte der Bruder Pförtner, „Ihr Wunsch wird wohl nicht erfüllt werden können! Die Patres sind bereits zur Ruhe gegangen, und da sie um Mitternacht zum Chordienste wieder aufstehen müssen, so werden Sie gewiß nicht stören, sondern lieber morgen früh wiederkommen wollen.“ „Doch, doch“, entgegnete der General, „ich muß durchaus noch diesen Abend einen Vater sprechen.“ „Wenn Sie auf Ihrem Vorhaben bestehen“, meinte der Bruder, „so will ich mal nachsehen, ob nicht vielleicht noch ein Vater wacht.“

Er dachte an denjenigen, der am anderen Tage, einem Festtage, zu predigen hatte, und vermutete, dieser werde noch mit seiner Vorbereitung beschäftigt sein. Und richtig, Vater Ambrosius hatte noch Licht. „Vater Ambrosius“, sagte der Bruder, „entschuldigen Sie, daß ich störe, da unten sind zwei Soldaten, die durchaus noch einen Vater sprechen wollen.“ Der Vater erwiderte: „Sage den Herren, sie möchten am frühen Morgen wiederkommen, ich sei diesen Abend verhindert.“ Der General ließ sich jedoch nicht abweisen, sondern sagte: „Welche dem Vater, ich wäre ein französischer General und hätte in zwanzig Jahren nicht gebeichtet, ich ersuche ihn um Gotteswillen, mich doch zu sich zu lassen.“ „Vater Ambrosius“, leuchtete der Bruder, den das Wort: „Zwanzig Jahre nicht gebeichtet“ mit Schrecken erfüllt hatte, „der Fremde ist ein französischer General mit seinem Diener und hat in zwanzig Jahren nicht gebeichtet.“ „Was“, antwortete der Vater, „in zwanzig Jahren nicht gebeichtet? Bruder lauf und hole mir den Mann, da ist keine Zeit zu verlieren.“

Der General kam und erklärte, daß er jetzt zu beichten wünsche. Der Vater fragte ihn: „Wie kommen Sie dazu, jetzt mitten in der Nacht beichten zu wollen, nachdem Sie zwanzig Jahre nicht daran gedacht, dem Gebote Christi und der Kirche sich zu fügen.“ „Vater“, so lautete die Antwort, „sie wissen ja, welch ein Geist gegenwärtig in Frankreich herrscht. Ich ließ mich von demselben anstecken und wurde ein Verächter der Religion und ein gottloser, doch nur in meinem Sprechen und äußeren Verhalten; denn in mein Herz konnte ich, so gern ich auch wollte, die Gottlosigkeit nicht hineinpflanzen. Der Glaube meiner Kindheit wurzelte so fest in mir, und mein Gewissen beunruhigte mich, wo immer ich mich befand. In den Freuden der Welt, im Lager und vor dem Feinde hörte ich die Stimme in mir: „Rehre um, so lange es noch Zeit ist.“ Meine Angst wurde immer größer und da uns morgen eine Schlacht bevorsteht, die mir, wie ich ahne, den Tod bringt, so ist es mir unmöglich, mit meiner Beichte auch nur eine Stunde zu warten. Darum bitte ich Sie, hören Sie mich an.“ Er kniete mit diesen Worten nieder, empfing den priesterlichen Segen und legte ein reumütiges Sündenbekenntnis, nicht nur über die letzten zwanzig Jahre, sondern über sein ganzes Leben, ab und empfing dann unter Tränen die Absolution.

Dem Vater Ambrosius erschien die Sache so wunderbar, daß er in der späteren Unterhaltung mit dem General die Frage stellte: „Sagen Sie mir, haben Sie in Ihrem Leben irgend eine besondere gute Tat ausgeübt, daß der Herr Sie mit einer so außerordentlichen Gnade heimsucht?“ „Nein, Vater, ich habe nichts Gutes getan, ich erinnere mich keiner tugendhaften Tat, wenn nicht vielleicht das eine solche sein sollte, daß ich neulich meine Soldaten abhielt, ein am Wege stehendes Kreuz zu zertrümmern. Ich halte dafür, daß ich meiner Mutter mein heutiges Glück verdanke. Sie ist eine Heilige; sie hat Tag und Nacht für mich gebetet

und wacht und betet vielleicht auch in dieser Stunde. O, meine Mutter! Könnte ich mich in diesem Augenblicke in ihre Arme werfen und ihr meine Freude mitteilen!“

In dem Totenverzeichnis, welches nach der Schlacht, die am folgenden Tag stattfand, veröffentlicht wurde, las man den Namen unseres Generals!

Mütter, merkt euch das Wort des Generals!

Wie dein Sonntag, so dein Sterbetag

(Eine wahre Begebenheit.)

„Also, auf Wiedersehen, morgen!“ rief die lustige Schar junger Mädchen der Freundin zu, die sich eben von ihnen verabschiedete.

„Auf morgen“, sagte diese, „wenn's die Mutter erlaubt.“ Maria Traub zog die Glocke an einem kleinen Häuschen jenseits des Emundersees, und gleich darauf öffnete ihr eine alte weißhaarige Matrone.

„Gut, daß du da bist, Kind, Mutter war schon in Angst um dich, und wir wollen den Abendsegen beten.“

Maria folgte der Großmutter in das bescheidene Heim, das die drei Frauen seit Jahren bewohnten.

„Mutter!“ rief das junge Mädchen bittend, „laß mich morgen mit den Freundinnen eine Mahnfahrt nach Ebensee machen! Eine ganze Gesellschaft werden wir sein.“

Die Mutter lächelte. „Nun, weil morgen dein siebzehnter Geburtstag ist, kannst du mithalten — natürlich aber erst nach der Messe.“

„Ja, aber sie fahren schon früh um 6 Uhr aus, weil gerade da der See am schönsten ist.“

„Dann mußt du verzichten, Kind; die Messe versäumen eines Vergnügens wegen, das werde ich niemals zugeben!“

Maria ließ mühsam den blonden Kopf hängen, wagte aber keine Widerrede mehr, denn sie kannte den strengen Sinn der Mutter. Sie sprach den Abendsegen sehr zerknirscht, würgte mühsam ihr Butterbrot hinunter und ging zeitig zu Bett, sich leise in den Schlaf weinend.

„Wie wär's“, sagte die Mhe zur Tochter, „wenn wir nach der Messe mit dem Kinde per Dampfer nach Ebensee fahren, dort träfe es seine Freundinnen und könnte also doch noch seine Geburtstagsfreude haben.“

Die Mutter nickte zustimmend. „Du hast recht, Freude gehört ins Leben eines Kindes wie Speise und Trank. Wir wollen Maria morgen mit dem Vorschlage überraschen.“

✱

Drei Boote fuhren in den sonnigen Vormorgen hinein, trotzdem hinter dem mächtigen Traunsteine drohende Gewitterwolken aufstiegen und ein leiser Wind bereits die grünblauen Wellen zu kräuseln begann.

Als Maria mit Mutter und Großmutter zur Kirche ging, hatte sich das Gewitter gerade ausgetobt; noch fielen einzelne Tropfen, aber schon lugten die Sonnenstrahlen wieder hinter Wolkensehen hervor. Und als Maria eine Stunde später mit leiterem Blick und dankbarem Lächeln um die roten Lippen dem Landungsplatze zuschritt, um mit Mutter und Mhe nach Ebensee zu fahren, da wunderte sie sich über die Menschenmenge, die aufgeregter am Ufer stand. Und wenige Augenblicke später erfuhr sie das Schreckliche: alle drei überfüllten Boote waren im Sturm gekentert, alle Insassen hatten den Tod gefunden.

Maria war einer Ohnmacht nahe. Willenlos ließ sie sich zur nächsten Bank führen und schluchzend umschlang sie den Hals der Mutter.

„Ohne dich, Mutter, ohne deine Frömmigkeit, läge ich auch jetzt dort unten tot!“

Da stand die Mhe auf. „Kommt“, sagte sie ernst, „laßt uns beten für die Seelen der Armen, die jetzt vor Gottes Richterstuhl stehen, und laßt uns danken, daß Maria noch bei uns weilt.“ Und die drei Frauen gingen schweigend den Weg zurück zur Kirche.

Erinnerungen aus dem Deutsch-Französischen Kriege 1870-71

Von P. Leick, Feldgeistlicher.

Einige Tage nach der Schlacht von Wörth kam ein bayerischer Soldat zu mir am späten Abend. Er zog eine Muttergottesmedaille hervor und erzählte mir tief erschüttert folgendes Erlebnis:

Diese Medaille hat mir meine Mutter gegeben, als wir ausrücken mußten. Als ich ging, sagte sie: „Ich habe dir oft zugesprochen, braver zu leben, unsonst — jetzt empfehle ich dich der Mutter Gottes. Wenn du mich auch vergessen kannst, vergiß nur diese nicht!“

Das ging mir im Herzen herum, und ich sage Ihnen, ich habe weder die eine Mutter, noch die andere vergessen. Fort ging es in den Krieg aus Bayern heraus, ohne daß ich gebeichtet hätte. Das wollte ich nicht, ich war zu leichtsinnig. Ich sage Ihnen, es war nichts Gutes an mir, als die Medaille der lieben Mutter Gottes. Das ist wahr, die allerheiligste Jungfrau habe ich immer gern gehabt; in meiner ärgsten Ausgelassenheit kramte ein Gedanke an sie mich ernst, in meiner Traurigkeit hat er mich

getröstet, in meinem Bort mich besänftigt. Ich war sehr zufrieden, daß ich eine Muttergottesmedaille trug.

Aber nun hören Sie! Bei Wörth ist es heiß zugegangen. Ich gehörte zum 1. bayerischen Korps; zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags haben wir tüchtig angreifen müssen, sonst wäre's schief gegangen. Von Langensulzbach gingen wir vor auf Wörth; da wurde ich getroffen von einer Kugel gerade auf der Brust. Betäubt fiel ich zu Boden, während meine Kameraden vorrückten. Als ich zur Besinnung kam, fühlte ich nicht den geringsten Schmerz; ich suchte nach meiner Wunde, der Kugel, die Wunde, das Hemd, alles war bis auf den Leib durchlöchert, auf der Brust fand ich nur einen blauen Fleck und in meiner Hosentasche die Medaille, die von der Schnur losgerissen war; in dem Stiefel aber fand ich die feindliche Kugel, sie war flach gequetscht, wie ein halber Gulden, und auf der einen Seite sah man deutlich das Bild der Mutter Gottes und rings um dasselbe die verkehrt stehenden Buchstaben der Worte: „Maria, ohne Makel der Erbsünde empfangen, bitte für uns“. Sehen Sie diese Kugel und die Medaille — paßt das Gepräge nicht vollkommen? Diese Medaille hat mir das Leben gerettet; und nun sagen Sie, Herr Kaplan, soll ich die Mutter Gottes vergessen können, oder auch meine Mutter, die mich mit diesem Marienschild versehen hat? Diese zwei Dinge bewahre ich auf, sie sollen meinen Kindern noch teuer sein und einst im Leichtsinn der Jugend und in Gefahr des Lebens ihnen zurufen: „Vergesse die Mutter nicht!“

Jetzt aber noch etwas. Ich bitte Sie, Herr Kaplan, Sie sehen, ich vertraue Ihnen und da möchte ich jetzt einmal eine christliche Beichte ablegen. Vorige Ostern bin ich nicht absolviert worden, und da hab' ich gedacht: Jetzt beichtest du schon gar nicht mehr! — Aber die Mutter hat mich nicht verlassen, sie hat mir so wunderbar geholfen und da wäre ich doch gewiß ein schlechter Mensch, wenn ich nicht in mich ginge; ich muß ordentlich beichten; wenn ich wieder heimkomme zu Mutter, dann soll sie sehen, daß ich ein anderer geworden bin. Ich wollte ihr schon längst schreiben, aber immer hielt mich etwas zurück. Nach der Beichte kann ich besser schreiben, ich weiß das.“

Am Tage nachher war nicht nur eine reumütige Beichte abgelegt, auch ein langer herzlicher Brief war geschrieben; und die Mutter unseres Soldaten ging sicher getröstet zur schmerzhaften Mutter Gottes in die Kirche und dort in Tränen kniend dankte sie für die Rettung und Bekehrung ihres Sohnes. Maria hatte durch ihren mütterlichen Schutz ihn wieder zurückgeführt.



Noch ein anderes Erlebnis möchte ich anfügen, das die Liebe der Gottesmutter zum armen Sünder zeigt. Im Lazarett fand ich nach der Schlacht bei Sedan einen Franzosen, der dem Tode verfallen war. Ohne Zweifel mußte der Tod bald eintreten. Es galt nur noch die Seele zu retten. Der Unglückliche wollte nichts von Reue, nichts von Beichte wissen! Seit der ersten hl. Kommunion hatte er den Gnadenstrom der heiligen Sakramente an sich vorbeischießen lassen und im wässern Irrsal des Lebens alles, auch die Barmherzigkeit Gottes vergessen. Ich sprach ihm liebevoll und ernst zu, ich redete ihm vom guten Dinten, vom Vater des verlorenen Sohnes; ich munterte ihn liebevoll auf zum Vertrauen auf den Erlöser, der dem Schwächer noch am Kreuz verzeihen; ich zeigte ihm mein kleines Kreuzifix, ich hielt es zum Küssen an seine Lippen, — aber mit Unwillen wandte er sich davon ab. Was sollte ich tun? — Ich zeigte ihm wohl auch die Hölle mit dem Feuer, das nicht erlischt, und mit den Verdammten, deren Gesellschaft der unbußfertige Sünder auf ewig anheim fällt! — Das kümmerte ihn wenig; ach, er glaubte ja nichts, gar nichts mehr, — so schien es wenigstens. Was sollte ich mehr tun? — Die Zeit drängte, in mehr denn einem Saale lagen Sterbende, die meiner bedurften. Schon verließ ich traurig dies Krankenbett, um später es wieder zu versuchen, — da fällt mir ein, daß ich ja Medaillen der Mutter Gottes bei mir hätte. Ich ziehe eine heraus und lehre rasch zu meinem Kranken zurück. „Sehen Sie da eine Medaille der lieben Mutter Gottes. Sie haben sie in Ihrer Jugend auch getragen, ich zweifle nicht daran, diese kennt man in Frankreich in jeder Familie.“ Fest schaute der Kranke die glänzende Medaille am grünen seidenen Schnürchen an. — „Ja, ich kenne sie wohl“, sagte er dann, und wie ich dieselbe dann an seinen blassen Mund legte, sieh, da küßte er sie! „Ich danke Ihnen“, sagte er bei und Erinnerungen an den Glauben der Kindheit leuchteten aus seinen Augen; nun ist gewonnen, dachte ich, hing ich die Medaille um und bemerkte: „D vertrauen Sie auf diese Mutter, dann wird alles gut werden.“ Noch einmal ziehe ich mein Kreuzifix hervor, und sieh, auch das Bild des Gekreuzigten küßte er nun innig und wiederholt. — Durch die Mutter waren wir angekommen beim Sohn, jetzt hieß es, eilen durch den Sohn zum Vater. Auch dies gelang. Eine Viertelstunde später lag wieder ein verlорener Sohn in den Armen des Vaters, das reuige Besinnen war vorüber, und der Vater im Himmel hatte verzeihen gesprochen: „Nun wollen wir uns freuen und ein Festmahl halten.“ — Die göttliche Speise stärkt diese Seele zu einer großen Reise. Als ich eine Stunde später zurückkehrte, war er gestorben.

Bleibt deutsch, Ihr Frauen, und seid stolz darauf, Deutsche zu sein!

(Aus Maria Theresias Frauenspiegel.)

Von W. R. Nachdruck verboten.

Nicht selten hat man die Frage erörtert, ob es nicht das Schicksal aller große Staaten und Völker regierenden Frauen sein müsse, die Kraft, mit der allein eine Krone voll Würde getragen und eine Regierung mit Weisheit geführt werden kann, mit Opfern zu erkaufen, die nur der Mensch und die Frau in ihnen bezahlen kann; und in der Tat zeigt uns die Geschichte manche Beispiele, in denen regierende Fürstinnen ihre Berufung zum Herrscheramt durch eine Verkümmern oder eine Verkümmern ihres Frauentums erkaufen mußten. Maria Theresia aber, des großen Friedrich große Gegnerin, hat diese Opfer nicht gebracht.

Aus einer neuerdings veröffentlichten Auswahl ihrer Briefe ersieht hinter der Gestalt der Kaiserin und Herrscherin groß und rein der Umriß einer Frau, die eine Krone tragen konnte, ohne Schaden an ihrer Frauenseele zu nehmen, und die ihren Kindern bis zu ihrem letzten Atemzuge liebende und besorgte Mutter blieb. In den Briefen, die diese kaiserliche Mutter an ihre Töchter richtete, spricht die erfahrene Frau, der die staatsmännische Sorge um Millionen von Menschen keinen Augenblick Auge und Herz für die kleinere Wirklichkeit des einzelnen Menschenschicksals verschließt; sie kennt sie alle, diese bescheidenen Freuden, Pflichten, Sorgen und Leiden, die allen Menschen gemeinsam sind; und wenn sie ihren Töchtern in die Ehe gleichsam einen Frauenspiegel mitgibt, einen warnenden und besorgten Führer durch die Fährnisse des Lebens zu zeigen, dann wird Maria Theresia zur Menschenkennerin, ja geradezu zur Psychologin, die Schwächen und Borzüge der Geschlechter in Betrachtung und Erfahrung durchschauen lernte.

Wohl waltet auch in ihren Gedanken über die Ehe jene Anschauung von der hingebenden und unbedingten Unterordnung der Frau unter den Mann, die ihrer Zeit gemäß ist; aber darüber hinaus formuliert diese kaiserliche Menschenkennerin Erfahrungen, die zeitlos sind und zu unserer Gegenwart nicht weniger sprechen wie zu jenen jungen Erzherzoginnen, die vor 1½ Jahrhunderten den Männern folgten, die sie als Frauen heimführten. An ihre Tochter Karoline, die spätere Königin von Neapel, richtete Maria Theresia einen langen Brief voll mütterlich besorgter Ratschläge: Vertrauen, unbedingtes gegenseitiges Vertrauen gilt ihr als die Grundlage einer harmonischen Ehe. Etwas von der Ueberlegenheit der Frau spielt zwischen den Zeilen, wenn sie die kluge Anpassung an die kleinen Gewohnheiten des Mannes empfiehlt: nie soll die Frau den Gatten sein Abhängigkeitsverhältnis fühlen lassen. Sie soll aber auch nicht Differenzen und Stimmungen hinab in das Reich gesprochenen Worte ziehen. Und es folgt ein Satz weiser Frauenerfahrung: „Stillschweigen ist das beste Mittel.“ Eifersucht muß die Frau bekämpfen können, denn „Sie sollen Ihren Gatten nur aus Selbstgefühl lieben“. „Erwecken Sie nie den Anschein, ihn imponieren oder ihn kritisieren zu wollen.“ Frei muß der Mann sich fühlen, wenn er ein zärtlicher Gatte bleiben soll.

Sie warnt vor den Gefahren der Eitelkeit, vor der Gefahr, durch Ruh und Tand fasziniert zu werden. „Durch die Handlungen, nicht durch den Staat“, soll die Frau dem Gatten gefallen, und um der Tochter den schweren Weg zur Nachgiebigkeit, die der Kaiserin als eine der höchsten Tugenden und wohl auch der besten Waffen des weiblichen Geschlechtes gilt, zu erleichtern, formuliert sie lakonisch den Satz: „Die Frauen haben immer unrecht, wie auch ihre Männer beschaffen sein mögen.“ Koketterie erscheint ihr als einer wirklich selbstbewußten Frau unwürdig: „Bedenken Sie, daß für eine verheiratete Frau manches nicht mehr unschuldig ist, was bei einem jungen Mädchen ganz harmlos erscheint.“ Bitter geißelt sie die Neigung vieler Frauen, bei Erzählungen und Gesprächen zu übertreiben: „man würde es sofort bemerken, und nichts wäre verächtlicher“. Immer will sie das Selbstgefühl ihrer Kinder steigern, denn nur ein echtes starkes Selbstgefühl, das es verschmäht, sich rein äußerlich kundzugeben, gibt der Frau die Möglichkeit, nachgiebig, klug und verständig zu sein. „Man muß seine Rolle spielen können, wenn man geachtet sein will“, schreibt sie Marie-Antoinette und beschwört sie fast, die Lehren einer Mutter zu achten, „die ihre Kinder vergöttert“. Schönheit und Talente sind Dinge, auf die stolz zu sein verächtlich ist, weil kein eigenes Verdienst an ihnen haftet; höher gilt Maria Theresia bei der Frau „Herzensgüte“. Allen ihren Töchtern aber, ob sie nun in Versailles oder in Neapel fremde Königskronen tragen, schärft sie immer wieder mit dem ganzen Nachdruck ihres Wesens die Lehre ein: bleibt deutsch und seid stolz darauf, deutsch zu sein.

Mutter, gib mir deinen Segen!

Frisch auf, ins Feld wir müssen rücken,
Dorch, der Marmel schmetternd schallt!
Schnell den Tornister auf den Rücken
Und schnell den Säbel umgeschwungen!
Noch heute geht's dem Feind entgegen,
Es ruft das teure Vaterland.

Nun, Mutter, gib mir deinen Segen,
Zum Abschied noch einmal die Hand!

Siehst du nicht echtes Heldenfeuer
Aus tausend Männeraugen glänzen?
Für alles, was uns lieb und teuer,
Wir in den Kampf, den heil'gen, ziehn.
Das mag dich trösten allerwegen
Und Mut und Stärke dir verleihen.

Nun, Mutter, gib mir deinen Segen,
Es muß, es muß geschieden sein.

Nicht weinen, Mutter, nicht verzagen,
Wir alle stehn in Gottes Hut!
Und haben wir den Feind geschlagen
Dann geht es heimwärts frohgemut. —
Doch fälle ich im Kugelregen,
Der Tod fürs Vaterland ist schön,
Ich hab' ja, Mutter, deinen Segen,
Und droben gibt's ein Wiedersehn!

Franz Seyfried (Wln).